

Ausstellung Chaim Soutine im Kunstmuseum Luzern. Kurator: Martin Kunz

AT 15-10-82

Kunstmuseum Luzern

## Jüdischer Expressionist wider Willen

### Retrospektive zu einem Einzelgänger

Bezogen auf die zwischen 1915 und 1925 entstandenen Landschaftsbilder, Stilleben und Porträts war Chaim Soutine einer der grossen Maler unseres Jahrhunderts. Dennoch war er im deutschen Sprachraum bisher praktisch unbekannt. Die letzten bedeutenden Ausstellungen des 1943 verstorbenen russisch-französischen Expressionisten fanden in Tokio, Paris und New York statt. Die grosse Retrospektive, die seit Ende letzten Jahres in Deutschland, in London und zurzeit in Luzern (bis 31. Oktober) gezeigt wird, holt Veräumtes nach.

Chaim Soutine wurde 1893 als Jude in Weissrussland geboren. Sein Begehren, Maler zu werden, löste in der jüdischen Gemeinschaft heftige Reaktionen aus, steht das Bildnische doch im Widerspruch mit der jüdischen Lehre. Dennoch brach Soutine aus, zunächst nach Minsk, später nach Paris, wo er im armenischen Künstlerzentrum «La Ruche» im Gebiet des Montparnasse Unterschlupf fand. Die zur Ausstellung erschienene Katalogmonographie schildert Soutine als äusserst widersprüchlichen Menschen, dem jegliche Geborgenheit fehlte. Er darbt und malte, war menschenscheu und gierig nach Ausdruck zugleich, er strotzte von Dreck und rang malend mit sich selbst. Zu den wenigen Freunden zählten Lipchitz, Modigliani, Kikoine und andere mehr. Auch Chagall wohnte in «La Ruche», doch dieser lehnte ihn als «krankhaften Expressionisten» ab.

Soutine malte in dieser Zeit zahlreiche karge Stilleben, die von Hunger und Elend gezeichnet sind. Durch Modigliani wurde der Kunsthändler Zoborowski auf Soutine aufmerksam. Mit 200 Franc schickte er Soutine nach Südfrankreich, damit er dort male. Im Céret in den französischen Pyrenäen malte Soutine zwischen 1920 und 1922 die vielleicht wichtigsten Bilder seines Lebens: Aufgewühlte Landschaften, die sich in der Masse farbiger Struktur aufzubäumen scheinen und von gewaltigen Erdbebenstössen aus den Angeln der Ordnung gehoben sind. Soutine hatte nur wenig akademische Ausbildung genossen. Seine besten Lehrmeister waren im Louvre; Werke von Rembrandt, Courbet und anderen. Wenn Soutines Landschaftsorgien niemals in Chaos ausufernten, sondern in einer fast genialen Komposition zu neuer Kraft geformt wurden, so war dies nicht Resultat einer virtuoson Könnerschaft, sondern Ausdruck intuitiven malerischen Gefühls. Eine innere Stimme muss ihn durch die Turbulenzen von Wegen, Bergen und Bäumen geführt und ihn instinktiv zur Balance der dynamischen Seelenkräfte gedrängt haben.

Soutine glaubte nicht an die Bedeutung seiner Bilder, und viele Werke hat er mit ebensolcher Bessensheit zerstört, wie er sie gemalt hatte. Soutine wollte nicht expressiv malen, wollte nicht das Bestehende aus den Angeln werfen, doch er konnte nur sich selbst malen und er war, wie aus vielen Schilderungen hervorgeht, die Zerrissenheit in Person. Er war als Mensch kaum zu ertragen und auch, als er längst von einem amerikanischen Sammler entdeckt war und in seidenen Hemden einherging, immer noch der Gehetzte, der Getriebene, der Vertriebene, mit seiner ganzen Vergangenheit in Konflikt Stehende. Er war ein Tyrann auf der Suche nach sich selbst. Er malte etwa in späteren Jahren nur noch auf nicht wieder aufgezogenen Gemälden des 17. Jahrhunderts: seine Mäzenin, Madeleine Castaing, trieb sie mit endloser Geduld immer wieder auf. «Nur mit der Demut, die das Genie verlangt, kann man ihn verstehen», schreibt sie in ihren Erinnerungen.

Der Expressionismus wird kunstgeschichtlich in Deutschland lokalisiert. Soutine hat die deutschen Maler nicht gekannt. Er hat aus sich selbst heraus einen expressionistischen Stil erschaffen, der jedoch in französischer Tradition fusst. In diesem Alleingang liegt die schöpferische Kraft Soutines, ist unsere Bewunderung für den seelischen Ausdruck seiner malerisch faszinierenden Kompositionen begründet. Es ist bezeichnend für die psychische Situation Soutines, dass die Qualität seiner Werke gegen Ende der zwanziger Jahre zurückging, der Malimpetus immer seltener über ihn herfiel. Er hasste den Spiegel der frühen Werke, versuchte immer wieder, sie zu zerstören; er wollte vielmehr ein Virtuos malerischer Technik und malerischen Gestaltens sein, er wollte gefallen und Neues schaffen auf den Traditionen Rembrandts, Corots, Courbets. Vielen alten Meisterwerken stellte er nach, irrte tagelang durch die Gegend, um eine Bäuerin zu finden, die Rembrandts «Hendrickje» (1654) glich und für ihn in derselben Pose mit hinaufgezoigenem Rock in einem Bach stand, damit er sie malen konnte.

Obwohl viele Werke der dreissiger Jahre von malerischem Können zeugen und den Soutine der zwanziger Jahre nicht durchwegs verleugnen, so ist aus heutiger Sicht doch die schmale Periode zwischen 1915 und 1925 die entscheidende. Diese kurze Phase malerischer Ausserordentlichkeit brachte es wohl mit sich, dass Soutine von Juden aus aller Welt zwar verehrt, kunstgeschichtlich aber kaum beachtet wurde. Soutine war ein Aussenseiter – künstlerische Kraft war aber schon immer im Werk grossen Alleingänger, und in diesem Sinn ist die Ausstellung im Kunstmuseum Luzern eine Reise wert. Annelise Halder-Zwez



Mensch ohne Geborgenheit: «Zimmermädchen» von Chaim Soutine.